Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Auf Sonnenhöh'n.

Nachdruck verboten.

Es liegt der Nebel schwer und dicht
Im winterlichen Tal,
Und durch die graue Hülle bricht
Kein lichter Sonnenstrahl.

Es trauert rings das ganze Land
Im düstern Dämmerschein;
Da nehm' ich meinen Stab zur Hand,
Ich kann nicht traurig sein.

Ich wand're frisch durch Nebelgrau
Und steig den Berg empor.
Und sieh'! Mich grüßt des Himmels Blau,
Es sinkt der Nebelflor.

Die Sonne strahlt im gold'nen Glanz.
Es wogt ein Wolkenmeer,
Und rings der Firnen Silberkranz,
Die Alpen, hoch und hehr.

O Menschenherz, wenn noch so dicht
Die Nebelgeister geh'n,
O glaub', noch strahlt das Sonnenlicht,
Such' es auf Sonnenhöh'n!

Zürich Josef Wiß-Stäheli.

Zum Wintersportfest in Andermatt: Aller Anfang ist schwer.

— 26 —

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

7 (Nachdruck verboten.)

„Herein!" Der Assistent trat ein, sich schüttelnd und die nassen Hände an seinem Taschentuch abtrocknend. Er wußte noch nichts von Marie Zuberbühlers abschlägiger Antwort und sah unternehmend und sicher aus.

Es war für ihn keine angenehme Stunde, bittend vor der Frau zu stehen, die ihm ein großes Gehalt auszahlte, damit er mit seinem Wissen und Titel ihr Quacksalbertum decke, die er dafür verachtete, und der er doch nie Meister wurde. —

Wezinger war ein gescheiter Mensch. — Er hatte viel gelernt, hatte früher für alles Geistige Interesse gehabt, und es im Anfang seiner Laufbahn verstanden, für seine bakteriologischen Untersuchungen die medizinische Fakultät seiner Vaterstadt zu interessieren. — Als er aber Europa verlassen mußte und zugleich dem Morphium gänzlich verfiel, ließen seine Kollegen ihn fallen.

Nun klammerte er sich an die Trümmer seines früheren Ichs und verlangte, daß man diesen Trümmern die Achtung nicht versage.

Daß er bei der Doktorin denselben Ton nicht anschlagen durfte, wie gestern bei Margrit, wußte er genau. Er wußte auch, daß die Zuberbühler ihn durchschaute.

Im Gefühl seiner Schwäche und um doch einiges Uebergewicht über sie zu haben, hatte er seinem Aeußern besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Nun waren ihm sein eleganter Anzug und seine hellen Gamaschen stark verregnet worden. Deennoch trat er der Bäuerin als ein Mann von Welt entgegen und gedachte sie mit seiner Erscheinung einzuschüchtern und zu gewinnen.

Sie ging dem Bewerber um ihrer Tochter Hand einige Schritte entgegen. — Er verneigte sich korrekt, aber mit demselben verbissenen Ausdruck, mit dem er der Doktorin gewöhnlich entgegentrat.

Sie sah ihm ins Gesicht. Die beiden maßen einander wie schon oft. Nur hatte der eine diesmal eine Bitte, die die verhaßte Frau erfüllen sollte, und die andere hielt das Nein auf diese Bitte schon in Bereitschaft.

„Ich hätte es Euch gerne erspart, Euch in einer Angelegenheit an mich zu wenden, auf die ich unter keinen Umständen eingehen werde. Zwischen Margrit und Euch kann von einer Verlobung keine Rede sein." Sie betrachtete in starkem Unbehagen, das sie für den Doktor empfand, ihre Handfläche. „Ich hätte Euch gerne bessern Bescheid gegeben." Wezinger wurde feuerrot. Es war ihm, als schlage ihm die Doktorin ins Gesicht.

„Ich liebe Margrit und sie liebt mich!" stieß er mühsam hervor.

„Meiner unerfahrenen Tochter gegenüber lasse ich diese Worte gelten. Euch aber sage ich: Welchen Wert hat Eure Liebe?" — — —

Wezinger fuhr auf, aber Marie Zuberbühler redete unbeirrt weiter:

„Ihr werdet es wohl am besten wissen, daß sie keinen Wert hat. Sie ist in den Kot geschleift worden, und das verträgt eine Liebe, wie ich sie für meine Tochter wünsche, nicht. Das geht so einer Liebe nach, Herr Doktor Wezinger. Rein wird sie nicht wieder."

„Man kann sich doch ändern, bessern."

„Das kann man. Nur seid Ihr nicht der Mann, der sich ändert. Und darum sage ich zu Eurer Werbung nein, und bitte Euch zugleich, mein Haus, sobald Ihr eine andere Stellung gefunden, zu verlassen."

„Wenn ich Ihnen schwöre, daß ich vom Morphium lassen werde!" rief Wezinger.

„Ich glaube Euch nicht", sagte Marie Zuberbühler.

„Ich werde eine Anstalt besuchen, wenn Sie mir nicht alle Hoffnung nehmen wollen. Ich will alles tun, was Sie verlangen, wenn ich nur Margrit behalte. Und ich bin doch auch nicht der erste beste. Ich habe doch meinerseits manches in die Wagschale zu werfen, das mich berechtigt, um Fräulein Margrit anzufragen. — Mein Stand als Arzt erlaubt mir, überall anzuklopfen."

„Macht mir nichts vor", sagte Marie Zuberbühler verächtlich.

„Mein Wissen", fuhr er fort. Sie zuckte die Achseln. — „Charakter ist mehr als Wissen."

„Meine Familie."

„Das läßt sich hören." Sie holte ihre Dose hervor, öffnete sie und nahm eine Prise. Mit ausgestrecktem Finger tat sie es, und ein Teil des Tabaks fiel auf ihre weiße Latzschürze. „Ordinär", dachte Wezinger. Er hätte es beinahe laut gesagt.

„Trotz Eurer Familie kann ich aber unter keinen Umständen meine Zustimmung zu einer Verbindung zwischen Euch und meiner Tochter geben", sagte sie dann. „Das ist mein letztes Wort. Ich ersuche Euch, bald abzureisen."

Wezingers ganzer Gesichtsausdruck war eine Abwehr gegen ihre Gewalttätigkeit. Dennoch verbeugte er sich.

„Wie Sie wünschen, Frau Doktor." Er betonte höhnisch das „Doktor".

„Diesen Titel verbitte ich mir. — Ich bin für Euch die Frau Zuberbühler. — Der Name gebührt mir von Rechts wegen und braucht Euch keine Lüge und keine Ueberwindung zu kosten."

Damit ging sie hinaus und Dr. Wezinger ballte die Faust hinter ihr. — — —

V.

Auf der Birmatt durchlebte Anna Steiger eine seltsame Woche.

Als die Zuberbühlerin sie verlassen hatte, war sie in einer Art Ekstase zurückgeblieben, in einem Zustand fester Hoffnung, die sich langsam zur Gewißheit verdichtete.

„Ich werde gesund", dachte sie, „die Doktorin hat es gesagt." Sie konnte den ganzen Tag an nichts anderes denken. Und geschah es, daß ihre gläubige Zuversicht ins Wanken kommen wollte, so erschrak sie über sich selbst. „Die Doktorin hat mir verboten, zu denken, ich sei lahm", wiederholte sie sich immer wieder. „Ich könnte mir selbst schaden. Sie hat gesagt, der Trank könne nicht wirken, wenn ich nicht an ihn glaube." — — —

Pünktlich und mit feierlicher Langsamkeit nahm sie früh und spät die stark nach Zimt riechende Flüssigkeit.

Sie konnte am Abend kaum den morgenden Tag erwarten. Schon vor dem Neun-Uhr-Frühstück hatte sie gebeten: „Tragt mich hinaus, die Doktorin hat es befohlen." Sie taten verblüfft, was die Kranke wünschte, die sonst Licht und Sonne nicht mehr sehen wollte und die keinen Lärm vertrug.

Man machte ihr in der Laube ein Lager, da blieb sie den ganzen Tag. Zuerst schmerzte sie das ungewohnte Licht, so daß sie ihre Augen schließen mußte. Dann fing sie an, durch die Lider zu blinzeln und bald sah sie unter der vorgehaltenen Hand ins Grüne. Zuletzt konnten sich ihre dunkeln Augen nicht mehr satt sehen an dem herrlichen Himmelsblau, von dem sie so lange nichts mehr hatte wissen wollen. Sie sah über die Matten hinaus, und über die Obstbäume, die voll Segen hingen, und hinab in den Garten, in dem die Feuerlilien und die Geranien blühten, und Hunderte von Bienchen ihren Honig einheimsten.

Das war alles schön. Sie hatte fast vergessen, wie schön. Sie atmete die leichte Luft ein, und kam sich plötzlich in dieser Umgebung wie ein anderer Mensch vor. — Es war ihr ein wenig zumute, als wollten ihr Flügel wachsen. Die Hoffnung und die Sommerluft und die farbige, glänzende Welt da draußen brachten sie fast zum Singen.

Sie hörte die fröhlichen Stimmen ihrer Kinder, die krähende des kleinen Mädchens, und die befehlende Friederlis, des sechsjährigen, der ein hölzernes Pferdchen kommandierte und mit einer mächtigen Peitsche dazu knallte.

Sie hatte gar nicht recht Zeit und Lust wie sonst, an ihre Krankheit zu denken. Es war zu viel Unruhe da draußen, zu viel kam und ging, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Es war auch zu warm und zu schön dazu.

Den ganzen Tag hatte sie etwas zu sehen. Angenehmes und Unangenehmes. So mußte sie erleben, daß die Magd hinter dem Knecht drein in den Roßstall ging, wo sie doch nichts zu suchen hatte, und sie mußte sehen, wie der Sandgrubenmarie ihr Bube auf einen Baum kletterte und von den kostbaren Sauerkirschen herunterholte, die sonst in die Stadt geschickt wurden zum Verkauf.

Das Schlimmste aber war, daß sie sehen mußte, wie ihr Mann mit dem Rosinli einen großen Korb Frühbohnen in den Speicher trug. Es schien ihr eine Ewigkeit, bis sie wie-

— 27 —

der herauf kamen, obgleich es keine gewesen war und Schwager und Schwägerin nur so viel Zeit gebraucht hatten, um das frisch abgesottene Gemüse auszubreiten zum Dörren.

Der Frau in der Laube zuckte es in allen Adern, hinüberzulaufen in den Speicher, als dritte im Bunde. — Die Tränen kamen ihr. Mußte sie so daliegen und am Ende selber noch zusehen, wie ihr Mann ihrer eigenen Schwester nachlief, während sie gelähmt auf dem Schragen lag?

Sie erschrak. Ja so, das durfte sie ja nicht mehr denken, hatte die Doktorin gesagt. Sie war ja nicht gelähmt. Was war sie aber? Anna Steiger konnte sich nicht zurechtfinden. Wenn sie nicht gelähmt war und doch nicht gehen konnte, was war sie denn? Da fiel es ihr ein. Verhext war sie. — Natürlich! Das war es, die Zuberbühler hatte es nur nicht sagen wollen, um niemand die Ehre abzuschneiden. Das war es, sie war verhext. — — —

Darum hatte die Doktorin auch gesagt, daß sie punkt zwölf Uhr wieder werde gehen können. Bis dahin hatte der „Erlöser" gewirkt, und dann fiel die Verhexung von ihr ab. Ihr Gesicht strahlte, es schien sich zu runden, so erfreut war sie über diese Entdeckung.

Ihre Krankheit war ihr nun ganz klar. Natürlich, gelähmt war sie nicht. Aber wer konnte ihr so etwas angetan haben? Sie sann und sann, doch fiel ihr niemand ein, der so schlecht an ihr hätte handeln können.

Doch nicht etwa das Rosinli? Sie schüttelte den Kopf. Nein, so schlecht war das Rosinli nicht, das wußte sie bestimmt, auch dann nicht, wenn sie wirklich in den Fritz verliebt war. Aber wer denn? Vielleicht konnte die Doktorin es ihr sagen, sie konnte ja alles, da wußte sie wahrscheinlich auch alles.

„Wenn ich sie nur am Sonntag nicht zu fragen vergesse", dachte sie besorgt. Sie zog ihr leinenes Nastuch unter einem der Kissen hervor, und machte einen Knoten hinein. „So, nun vergesse ich es sicher nicht."

Ein paarmal im Tag kamen Fritz und Rosinli, um nach ihr zu sehen, und zu fragen, wie es gehe.

Sie hatten beide ein geheimnisvoll neugieriges Wesen an sich und fragten: „Spürst du noch nichts? Grameslt es dich in den Beinen oder spürst du es im Kopf?" Sie meinten, es müsse sich irgend ein merkwürdiger Prozeß an der Kranken vollziehen.

Sie selbst hätte gar zu gerne probiert, ob sie nicht ihre Füße schon ein wenig heben könne, aber sie wagte nicht, den Zauber zu stören.

„Am siebten Tag, punkt zwölf Uhr, hat die Doktorin gesagt", dachte sie gehorsam und versuchte nicht einmal, eine ihrer Zehen zu rühren.

Ein Tag um den andern verging. — Anna Steigers ungeduldige Erwartung und lebendige Hoffnung wurde beinahe zur Pein. Sie zählte die Stunden bis zum Samstag.

Ihre Augen hatten alle Mattigkeit verloren. Das Draußenliegen färbte ihre Wangen, sie mochte wieder reden, hie und da lachte sie, wenn sie ihre Kinder lachen hörte und ärgerte sich recht herzlich über alles mögliche.

Auch das war ihr wieder neu, denn die lange Gefangenschaft in der düstern Krankenstube hatte sie apathisch gemacht, und es gab nichts mehr, das sie von Herzen freute oder ihr ernstlich wehe tat. — Man mochte ihr erzählen, was man wollte, sie lag in ihren Kissen und ließ nichts bis an ihr Herz dringen. Sie dachte nur an sich und ihr Unglück. Nichts anderes berührte sie mehr.

Der schmerzlichste Stachel war jetzt ihre eifersüchtige Angst, Mann und Schwester betreffend. — Schon darum mußte sie gesund werden.

„Wenn ich wieder wie andere Frauen herumgehen kann, so wird mich Fritz lieb haben wie früher", dachte sie. „Und dem Rosinli will ich dann die Meinung sagen, dem dummen Ding." — — —

Eben als Anna sich das vornahm, kam die Schwester. „Wie geht's dir, Anni? Spürst du noch nichts? Und los, erzähl' mir doch, was die Doktorin dir gesagt hat. Ich sage es gewiß niemand."

„Das darf ich nicht. — Sie hat es mir extra verboten. Aber etwas will ich dir erzählen, das habe ich nicht von ihr: Ich bin verhext worden!"

„Jesus, du mein Gott!" rief Rosinli. Von wem?"

„Das weiß ich nicht. Etwa von dir?"

„Von mir? Warum sollte ich dich verhexen?" fragte Rosinli verwundert und sah die Schwester an.

Aber indem sie das sagte, wurde sie feuerrot. Vorzuwerfen hatte sie sich nichts, gar nichts, das hübsche Rosinli. Aber es war ihr doch auch schon der Gedanke gekommen, wie schön es der Fritz mit ihr hätte, statt mit seiner lahmen, kranken, langweiligen Frau. Und der Fritz hatte auch einmal so etwas gesagt. Nur so im Vorbeigehen, nicht ganz im Ernst. Daran mußte Rosinli denken und darum war sie rot geworden.

Die Schwester hatte es gesehen, und fast wäre es ihr herausgefahren: „Wart' nur, am Samstag hört das alles auf!" Aber sie konnte sich noch zur rechten Zeit zurückhalten. Das hätte etwas schönes gegeben, wenn sie geschwatzt hätte! Sie wollte lieber ganz schweigen, das war das Sicherste.

Der Samstag war da. Früh erwachte die Hoffnungsvolle, aufgeregt, in zitternder Erwartung. Sie durfte gar nicht daran denken, was heute geschehen sollte. — Das Herz klopfte ihr stärker als gewöhnlich.

Hie und da kam ihr ein ängstlicher Gedanke: „Und wenn alles nicht wahr wäre? Wenn ich lahm bliebe?" Dann erschrak sie heftig. Das durfte sie ja nicht denken. Mein Gott, wenn sie nun gestraft würde und der Geist im „Erlöser" nicht wirken konnte? Sie faltete die Hände und betete inbrünstig, daß der liebe Gott ihr doch helfe, damit der Geist wirken könne. Dann hütete sie ihre Gedanken und hielt sie fest an der Kette. Wenn sie aber doch ausschwärmen wollten, wie die Bienen an einem heißen Sommertag, dann sagte sie laut vor sich hin: „Um 12 Uhr kann ich gehen, um 12 Uhr kann ich gehen", und es gelang ihr auf diese Weise, mit ihrem ganzen Denken auf einem Punkte haften zu bleiben.

Früh, kaum daß die alte Uhr acht geschlagen hatte, rieb Rosinli der Kranken beide Beine ein mit dem „Erlöser", von den Knien abwärts bis zu den Zehen, wie die Doktorin es geboten hatte, und umwickelte sie darnach mit einem Tuch.

Anna Steiger war es feierlich und andächtig zu Mute, sie wußte, daß sich ein Wunder an ihr begeben sollte. Sie lag still da und sang leise, um doch mit etwas ihre Ungeduld zu betrügen.

Dann nahm sie das Gebetbuch und las ein Lied. Darauf schlug sie den Kalender auf, der auf dem Nachttisch lag, obgleich sie die Verslein und Geschichten darin alle auswendig wußte. Sie sah nach, wer am heutigen Tag seinen Namenstag habe, und ob aufgehender oder abnehmender Mond sei.

Dann lag sie wieder eine Weile ganz still da. Und dann dachte sie daran, was sie doch seit einem Jahr für ein unnützes, elendes Leben geführt habe, und wie traurig sie immer gewesen, so ohne Freude und Hoffnung, und eigentlich ohne Liebe, denn Mann und Kinder hatte sie gar nicht mehr so recht lieb haben können.

Sie hatte an nichts mehr gedacht, als an ihre Krankheit und an sich selbst, und daran, wie sie doch zu bedauern sei. Sie erinnerte sich, wie sie nach und nach kein Licht mehr hatte vertragen können und keinen Lärm, und wie sie nur noch traurig und elend in ihren Kissen liegen und jammern und weinen wollte. Ja, sie war ein armer Tropf gewesen.

Fast wäre die Kranke aus lauter Mitleid mit sich selbst in ihre frühere Apathie versunken, da fiel es aber wie ein Lichtstrahl in ihre Seele: Es ist ja aus mit allem dem Unglück, ich werde ja gesund, und um 12 Uhr kann ich gehen! Anna Steiger mußte laut vor sich hin lachen vor Glück.

Langsam rückte der Zeiger vor, von einem Strich zum andern, von einer der altmodischen Zahlen zur andern, von der halben zur ganzen und von der ganzen zur halben Stunde.

Anna sang leise vor sich hin, sagte ein Lied auf, das neun Verse hatte, zählte dreimal bis tausend, schloß dann die Augen und wollte gar nichts mehr denken. — Aber das nützte alles nichts, der Zeiger rückte doch nur langsam, langsam vor.

Elf Uhr! Nur noch eine Stunde.

Viertel! Halb! Ein Viertel vor zwölf!

Annas Herz klopfte heftig. — Fritz kam und brachte die Zeitung. Dann ging er wieder. Er wußte nichts davon, daß mit dem Glockenschlag zwölf seine Frau geheilt werden würde. Das wußte niemand als die Kranke und die Doktorin.

Anna hatte kaum Zeit gehabt, ihrem Manne zu danken. Sie hielt die Augen unverwandt auf die Zeiger gerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

— 20 —

Wintersportleben in Andermatt.

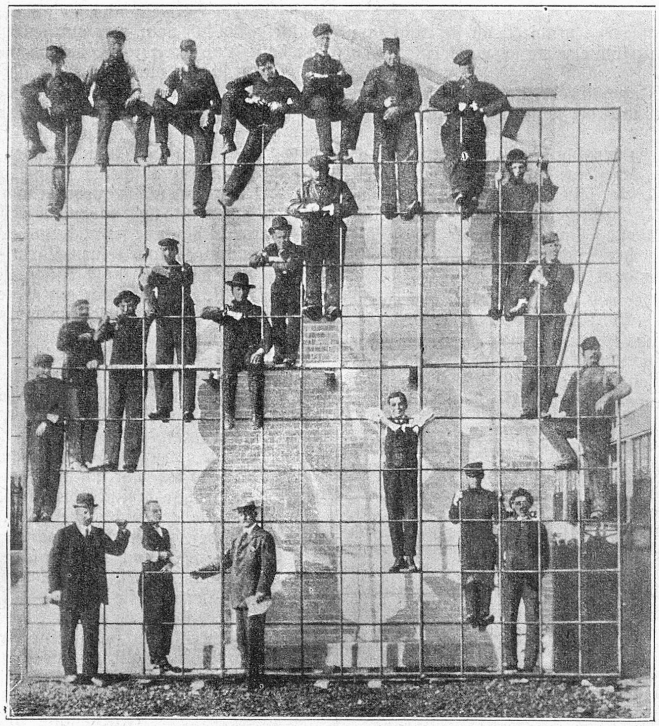
Zu unsern Bildern.

Mumie von Johann Philipp, Freiherrn von Hohensax.

Eine eigenartige Mumie befindet sich auf dem Kirchturm in Sennwald, es ist die eingetrocknete Leiche des im Jahre 1596 verstorbenen Freiherrn Johann Philipp von Hohensax, Herr zu Sax und Forstegg. Die Leiche des Freiherrn wurde in der Familiengruft beigesetzt und im Jahre 1730 bei der Wiederöffnung unversehrt vorgefunden. Am 4. März 1741 von den Frastanzern in der Meinung, die Ueberreste eines Heiligen, dessen Reliquien Wunder tun, vor sich zu haben, hinweggeführt, wurde die Mumie nach besserer Belehrung zurückgegeben und später auf den Kirchturm gebracht, wo sie heute noch liegt.

Die „Neue Welt" in Berlin, die zu den bekanntesten Vergnügungslokalen Berlins zählt, benützte selbst die Reichstagswahlen zu einer Atraktion für ihre Lokalitäten, indem sie für den kleinsten und größten Reichtagswähler der Hauptstadt Preise aussetzte. Der größte mißt 2,10 Meter und ist 45 Jahre alt, der kleinste 1,20 Meter und steht im 56. Jahre.

Unermeßlichen Schaden richteten die Stürme im Dezember in unsern heimischen Waldungen an. Während sonst der Schneedruck sehr viele Bäume zu Boden drückte, hat diesmal der Sturm die Arbeit des Zerstörers gemacht.

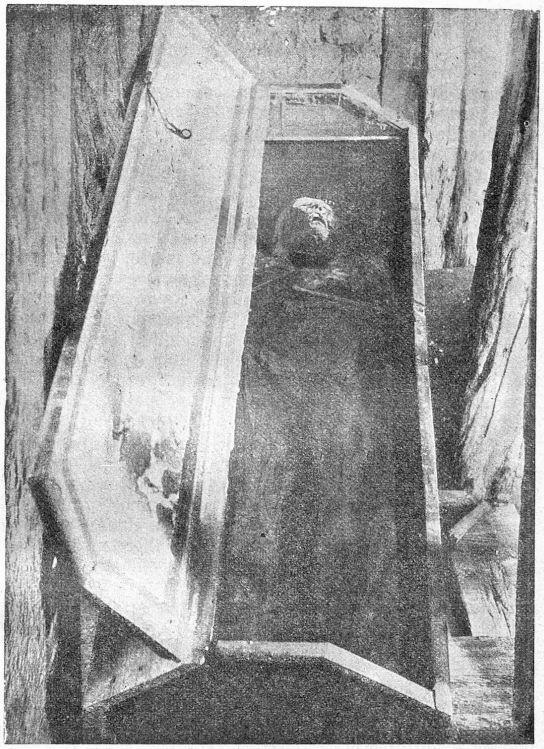


Das größte schmiedeeiserne Fenster der Welt.

Ein Fenster von größten Dimensionen wurde in einer deutschen Fensterfabrik für ein photographisches Atelier in Lincoln (Amerika) hergestellt. Es ist 4,5 Meter breit und 5 Meter hoch und hat beim Transport ziemlich Schwierigkeiten verursacht.

Während in den nieder gelegenen Teilen der Schweiz der Schneefall ausgeblieben, ist in den Bergen eine Menge vorhanden. Jung und alt gibt sich hier den gesunden Bewegungen der einzelnen Sporte hin und der Ski, eine nordische Erfindung, findet auch in der Schweiz immer mehr Eingang. Für das Wintersportleben hat man in Andermatt ein schönes Wirkungsfeld. Alljährlich werden dort militärische Skiwettläufe veranstaltet.

— 29 —



Mumie des Johann Philipp, Freiherrn von Hohensax, welche sich auf dem Kirchturm Sennwald befindet.

Der größte und der kleinste deutsche Reichstagswähler.

Waldschaden. — Aufgenommen in einem Walde im Aargau.

— 30 —

Vor der Strafkammer.

Kriminalistische Skizze. — Von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

„Der Herr Staatsanwalt hat das Wort", sagte der Vorsitzende.

Von der Anklagebank drang ein tiefes, unterdrücktes Schluchzen; die zarte, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt in sich zusammengebrochen, saß dort ein junges Mädchen, vor das in den Schooß gebeugte Gesicht das Taschentuch gepreßt. Aus dem Zuschauerraum richteten sich die Blicke eines jungen Mannes auf sie. Auf dem blassen Antlitz lagerte ein tiefer Gram. Wurde die Unglückliche verurteilt — und wie konnte sie bei den gegen sie vorliegenden furchtbaren Indizien einer Verurteilung noch entgehen — dann war es auch mit seinem eigenen Glück aus. Er war Staatsbeamter — und mit dem Schandmal der Diebin bedeckt, auch wenn er noch so felsenfest von ihrer Unschuld überzeugt war, konnte sie niemals seine Frau werden. Nur ein Wunder vermochte sie beide noch zu retten. — — —

Der Staatsanwalt, ein noch sehr junger, schlanker, blonder Mann, erhob sich, setzte sein Barett auf und begann:

„Ich brauche nur noch einmal die Tatsachen, wie sie sich aus den vorangegangenen Verhören ergeben haben, wiederholen und ich meine, daß die Angeklagte dadurch vollständig überführt erscheint. Sie ist bei einer alleinstehenden, älteren Dame, der Frau Oberst, als Gesellschaftsfräulein engagiert. Eines Nachmittags befindet sich die Frau Oberst mit der Angeklagten in ihrer Wohnung ganz allein. Sie begibt sich ins Badezimmer, um dort ein ihr vorgeschriebenes medizinisches Bad zu nehmen und streift zu diesem Zwecke vorher ihre Ringe von den Fingern, weil die chemischen Essenzen, die dem Bade beigefügt sind, dem Gold Schaden zufügen könnten. Die Ringe — es sind drei Stück — läßt sie im Wohnzimmer auf dem Tisch liegen. Als die Frau Oberst mit dem Bad fertig ist und die Ringe wieder anstecken will, fehlt einer davon, der wertvollste, ein Ring mit sehr kostbarem Smaragd. Niemand hat in Abwesenheit der Frau Oberst dieses Zimmer betreten, als die Angeklagte. — Die Möglichkeit, daß sich etwa eine dritte Person heimlich darin eingeschlichen haben könnte, wird von der Angeklagten selbst außer Frage gestellt. An der Korridortür hing, nachdem das Verschwinden des Ringes festgestellt worden war, noch die eingehakte Sicherheitskette, die beiden Sicherheitsriegeln waren vorgeschoben und auch durch die Fenster konnte niemand eingedrungen sein, da diese sämtlich von innen geschlossen waren und die Wohnung überdies im dritten Stock liegt. Welche andere Person kann den Ring also genommen haben, als die Angeklagte? Es ist wahr, daß bei einer Untersuchung ihrer Sachen der Ring nicht gefunden wurde, aber welche Leichtigkeit ist es für sie, den Ring bis dahin in ein sicheres Versteck zu bringen!? Ich gebe ferner zu, daß noch andere Umstände zu ihren Gunsten sprechen. So ihre bisherige Unbescholtenheit — das gute Leumundszeugnis, das ihr von allen Seiten ausgestellt wird, auch von ihrer Dienstherrin, der Frau Oberst selbst — daß ferner keine Notlage für sie vorlag — und auch der Umstand, daß sie kurz vor ihrer Verheiratung stand und zwar mit einem wohlhabenden Mann in angesehener gesellschaftlicher Stellung kann es als fast rätselhaft erscheinen lassen, daß sie sich einer Handlung schuldig gemacht hat, durch die sie sich unbedacht und freventlich ihr großes Glück verscherzte. Und um welchen Preis? Um nichts weiter, als um einen Ring. Gerade darin aber, wenn wir den Fall psychologisch fassen wollen, liegt auch die Erklärung für ihre Tat. Nicht Habsucht verleitete sie dazu. Es war der dämonische Reiz, den ein hübsches Schmuckstück bekanntlich immer auf die Frauen auszuüben pflegt. Vernunft, Ueberlegung, Erziehung, Gewissen — in dem Augenblick, wo die Angeklagte mit dem Schmuckstück allein war, wo sie sich seiner ungehindert bemächtigen konnte, waren diese Dinge für sie ausgeschaltet und sie unterlag. Wie man ihre Handlungsweise aber auch erklären will — und ich überlasse es dem Herrn Verteidiger, aus den von mir angeführten Motiven einen mildernden Umstand für die Angeklagte herzuleiten — die Tatsache, daß nur sie allein für das Verschwinden des Ringes verantwortlich gemacht werden kann, ist dadurch nicht anzufechten. — Ich beantrage hiermit das Schuldig." —

Der Staatsanwalt hatte geendet, nahm sein Barett ab und setzte sich nieder.

„Der Herr Verteidiger!" sagte der Vorsitzende, während von der Anklagebank her ein erneutes Schluchzen drang und der junge Mann im Zuhörerraum, der auf das unglückliche Opfer starrte, noch um einen Schein blasser wurde.

Der Verteidiger, ein Herr schon in gesetzten Jahren, mit schwarzem Vollbart, Brille, Glatze, erhob sich langsam, gerade, als lohnte sich seine Bemühung kaum, und mit müder Stimme begann er.

Er konnte nur wiederholen, was der Staatsanwalt bereits selbst zugunsten der Angeklagten vorgebracht und gleichzeitig damit auch entkräftigt hatte. Man merkte ihm an, wie wenig er angesichts des erdrückenden Schuldbeweises selber an einen Erfolg seiner Rede glaubte. Kaum, daß ihm die Richter überhaupt noch zuhörten; sie blätterten in den vor ihnen liegenden Akten und schienen schon mit der nächsten Sache beschäftigt. Wozu die Geschichte auch noch unnütz in die Länge ziehen? Es mußte heute vormittag noch verschiedenes anderes zur Erledigung gelangen, auch wollte man nicht wieder zu spät zum Mittagessen kommen.

Der Verteidiger war mit seinem Plaidoyer fertig. Sein Antrag lautete mit der schwächlichen Begründung, daß der Fall nicht genügend aufgeklärt erscheine, auf Freisprechung. Daß er aber eine solche selber nicht erhoffte, ging daraus hervor, daß er, falls der Gerichtshof dennoch zu einer Verurteilung kommen sollte, seine Klientin dessen Milde empfahl, indem er die vom Staatsanwalt bereits angeführten Gründe geltend machte und außerdem hervorhob, daß auch durch die mildeste Strafe die Angeklagte schon schwer genug getroffen würde. Seine Arbeit war damit getan.

Auf eine Replik wurde von dem Staatsanwalt verzichtet. —

Auch die Angeklagte, an die der Vorsitzende die Frage deshalb richtete, hatte nichts mehr hinzuzufügen.

Der Gerichtshof erhob sich, um sich in das Beratungszimmer zurückzuziehen.

Durch den Zuhörerraum ging ein Gemurmel. Die Verurteilung der Angeklagten schien besiegelt. Wie eine Tote saß diese hinter der Gittertür in ihrem Winkel. — Nicht ein einziges Mal hatte sie bisher ihr Gesicht erhoben. Daß der Geliebte sich unter den Zuhörern befand, das konnte sie, wenn in ihrem wirren Hirne noch Raum zum Denken war, nur ahnen. Einen Blick ihm zuzuwerfen, der ihm ja nur das eine sagen sollte: „Ich weiß, du glaubst an mich!" — es ging über ihre Kraft. Die Schmach, die Scham drückte ihre Stirn zu Boden.

Eine Sekunde, nachdem der Gerichtshof sich erhoben hatte, wurde hastig die Tür, die vom Verhandlungsraum nach dem Korridor führte, geöffnet.

Ein Gerichtsdiener erschien.

„Was gibts?" rief ihm der Vorsitzende, ungehalten über die Unterbrechung, durch die ganze Länge des Saales zu.

„Herr Landgerichtsrat, ein Herr, der dringend bittet, noch als Zeuge vernommen zu werden."

Man kannte solche ungebetenen Zeugen, solche lästigen Störenfriede. Leute, die sich durchaus wichtig machen wollen, ohne daß ihre Aussagen natürlich auch nur den geringsten Wert hatten. Aber sie mußten leider vorgelassen werden.

„Er soll hereinkommen."

Der Gerichtshof nahm noch einmal Platz.

Ein kleiner, dicker, weißhaariger Herr schob sich durch die Tür, welche der Diener hinter ihm schloß, in den Verhandlungsraum und an den Zeugentisch, der dicht zu Füßen des Richtertisches stand. Er sah sehr erhitzt aus und wischte sich das stark gerötete, schweißbedeckte und eine große Gutmütigkeit ausstrahlende Gesicht.

„Wie heißen Sie und was sind Sie?" fragte ihn der Vorsitzende kurz.

„Mein Name ist Trautwetter", antwortete der kleine Herr mit noch keuchendem Atem. „Ich bin Tierhändler und Ausstopfer und wohne in demselben Hause, wo auch die Frau Oberst wohnt. — Das arme, kleine Fräulein auf der Bank dort! Wir haben sie alle im Hause gut gekannt — und gut gelitten war sie von uns auch. Und nun das Unglück, das über sie kam! Die — und eine Diebin! Kein Mensch im ganzen Hause hat's geglaubt, die Frau Oberst glaubt's ja selbst nicht. Eher lehr' ich einen Star flöten wie eine Nachtigall —"

— 31 —

„Was Sie und andere Leute von der Angeklagten denken, danach hat Sie hier niemand gefragt", fuhr der Vorsitzende den ungeladenen Zeugen mit Strenge an. „Wenn Sie nichts anderes vorzubringen haben, dann verursachen Sie hier keine Störung und entfernen Sie sich wieder. Oder haben Sie sonst noch etwas zu sagen?"

„Aber gewiß doch, Herr Rat! Deshalb komme ich ja in aller Eile. Ein Auto habe ich mir genommen. Nur damit ich noch zur rechten Zeit komme. Vielleicht, dachte' ich, haben sie das arme Wurm schon längst verknarzt. Aber Gott sei dank — noch einmal fuhr sich der merkwürdige kleine, dicke Mann mit dem Taschentuch über die Stirn — „Gott sei dank, da hätten wir's ja noch einmal glücklich erwischt."

„Was Sie zu sagen haben!" fuhr der Vorsitzende mit erhobener Stimme Herrn Trautwetter an.

„Na, was denn sonst, Herr Rat, als daß das Fräulein ganz unschuldig ist und daß ich eben den verflixten Dieb ertappt habe!" —

„Was reden Sie?"

„Der Papagei von der Frau Oberst war's. Die Frau Oberst ließ das Viest ja immer frei herumfliegen in ihrer Wohnung. Lange genug ist er dafür auch krank gewesen und hat am Ende nichts mehr fressen wollen. Gestern abend ist er krepiert. Die Frau Oberst gibt ihn mir zum Ausstopfen. Ich schneid' den Kerl auf. Was fand ich bei ihm im Magen? — Das hier!" —

Herr Trautwetter griff in seine Westentasche, zog dort ein blinkendes Etwas hervor und überreichte dieses dem Vorsitzenden. —

Eine laute Bewegung der Ueberraschung ging durch den Saal. — — —

„Ist das der Ring, Frau Oberst?" fragte der Rat die vornehme, alte Dame, die sich von der Zeugenbank erhob und halb Freude, halb Bestürzung im Gesicht an den Richtertisch herantrippelte.

„Ja." — — —

— — — — — — — — — — — —

Die Angeklagte wurde freigesprochen.

Der Vorsitzende sprach ihr seinen Glückwunsch aus, jubelnd wurde sie auf dem Korridor vom Publikum umringt und von noch heißeren Tränen als vorhin überströmt, sank ihr Gesicht an des Geliebten Brust.

Buntes Allerlei.

Fernrekorde der Strahlentelegraphie. Vor kurzem wurde verschiedentlich die Frage aufgeworfen, ob die Aufnahme von Strahlentelegrammen durch den deutschen Amerikadampfer „Corcovado" auf 2410 Seemeilen oder 4462 Kilometer als ein neuer Rekord bezeichnet werden dürfe. Die Antwort kann bejahend lauten, aber nur bedingt. Die Entfernungsleistung ist nämlich nur etwa 500 Kilometer größer als die beim regulären alltäglichen Verkehr zwischen den nordatlantischen Marconi-Stationen Clifden an der irischen West- und Glace Bay an der neuschottländischen Nordküste, deren Entfernung mit 4000 Kilometern angegeben ist. Aber diese Stationen haben natürlich den Vorteil vor jenem Dampfer voraus, mit ungleich riesenhafteren Empfangs-Apparaten ausgerüstet zu sein. Auch von einem Schiff ist die „Corcovado" schon vor mehr als Jahresfrist übertroffen worden. Es war der italienische Dampfer „Principessa Mafalda", dessen Reise von Italien nach Argentinien im September und Oktober 1910 von Marconi zu Ferntelegraphie-Versuchen benutzt wurde. Die „Principessa Mafalda" nahm Mitteilungen von Clifden ohne alle Schwierigkeit bis auf 6400 Kilometer, zur Nachtzeit sogar solche auf 9600 Kilometer Entfernung auf, also fast auf ein volles Viertel des Erdenrundes. Allerdings war sie mit einem Empfängerdraht ausgerüstet, der von Flugdrachen 300 bis 1000 Meter hoch emporgenommen wurde. Mit der Einschränkung also, daß es sich bei dem Dampfer „Corcovado" um ein Schiff mit gewöhnlicher Empfänger-Einrichtung handelt und daß ferner von den (allerdings wenig verbürgten) amerikanischen oder japanischen Berichten über pazifische Fernrekorde der Strahlentelegraphie abzusehen ist, darf die Leistung der Station Norddeich bis zu jenem deutschen Dampfer also als ein Rekord angesehen werden. Die beiden Dampferversuche bieten zugleich einen sehr schlagenden Beleg dafür, daß die elektrischen Strahlen sich bei der drahtlosen Telegraphie entsprechend der Erdoberfläche krümmen. Wasserflächen gehören zu den sie stark reflektierenden Flächen; es kann also nur der Weg durch die Luft in Frage kommen. Ihrer geradlinigen Fortpflanzung schiebt sich aber der Berg in den Weg, der der Erdkrümmung auf jene Entfernungen entspricht. Seine Höhe betrug im Falle der „Corcovado" auf 4462 Kilometer rund 766,000, im Falle der „Principessa Mafalda" auf 9600 Kilometer 3,286,000 Meter. Die Empfängerhöhen betrugen aber auf letzterem Dampfer höchstens 3000, auf der „Corcovado" vermutlich die bei Dampfern übliche, nämlich 40 bis 50 Meter. Sie konnten daher nur durch jene starke Krümmung der elektrischen Strahlen in der Erdatmosphäre von den Sende-Antennen aus erreicht werden.

Französische Volkszählung. Die Ergebnisse der französischen Volkszählung vom 5. März 1911 werden erst jetzt im Amtsblatt veröffentlicht. Frankreich hat noch immer nicht die vierzigste Million erreicht, ist ihr aber etwas näher gekommen, denn es fehlen dazu nur noch 400,000 Einwohner. Der Zuwachs der Bevölkerung in den fünf Jahren von 1906 bis 1911 betrug 349,264 Einwohner. Diese Vermehrung ist stärker als diejenige, die im Jahre 1906 verzeichnet wurde. Damals war die Zahl der Bevölkerung in den fünf Jahren der Zählungsperiode nur um 290,300 gestiegen. Die ungünstigste Periode seit dem Kriege von 1870 war übrigens die von 1886 bis 1891, wo sich die Bevölkerung nur um 124,289 Seelen vermehrt hat. Trotz einzelnen Verbesserungen ist aber die Bewegung im ganzen doch rückgängig, denn im Jahre 1876 zählte man eine Vermehrung von 802,867 Seelen und diese Zahl ist später nicht mehr erreicht worden. Im ganzen ist die Zahl von 1872 bis 1911 nur von 36,102,921 auf 39,601,509 gestiegen. In der gleichen Frist hat die deutsche Bevölkerung um mehr als 20 Millionen zugenommen. Betrachtet man die Ergebnisse der 87 Departemente, in die das heutige Frankreich zerfällt, so ergibt sich, daß in 64 Departementen die Bevölkerung zurückging und nur in 23 gestiegen ist. Diese 23 Departemente sind entweder an der Grenze gelegen und daher der Einwanderung besonders zugänglich oder enthalten große Städte, welche die ländliche Bevölkerung an sich ziehen. Die stärksten Vermehrungen haben die Seealpen mit Nizza, die Rhonemündungen mit Marseille, die Rhone mit Lyon, die Seine mit Paris, Seine et Oise mit Versailles aufzuweisen. — Dazu kommen die Grenzdepartemente des Finistere, des lothringischen Meurthe-et-Moselle, des Norden, des Pas-de-Calais und der Nieder-Seine. Am stärksten zurückgegangen ist die Bevölkerung in den vorwiegend ländlichen Departementen des Allier, der Ardeche, der Ober-Loire, des Lot, der Manche, der Nievre, der Somme und der Yonne. In einigen Departementen haben die wichtigeren Städte zugenommen, selbst wenn die Gesamtzahl sich vermindert hat. So hat die Aube 2915 Einwohner verloren, aber die Hauptstadt Troyes 2039 gewonnen. Ille-et-Vilaine verlor 3707, aber die Stadt Rennes gewann 3732 Einwohner. Sehr stark ist übrigens die Zunahme der Städte in den letzten fünf Jahren nicht gewesen. Wie damals, zählt Frankreich nur 15 Städte, die mehr als 100,000 Einwohner zählen. Paris ist nur um 214,717 Seelen gewachsen und davon entfallen 180,707 auf den Pariser Landkreis, der mit der Hauptstadt das Seine-Departement bildet. Lyon verlor vor fünf Jahren die zweite Stelle an Marseille und hat sie nicht zurückerobert, denn Marseille zählt nun 550,619 Einwohner und Lyon bloß 523,796. Dann folgen in weitem Abstande Bordeaux und Lille und nach einer weitern Kluft Nantes, Toulouse, Saint-Etienne, Nice, Havre, Rouen, Roubaix, Nancy, Reims und Toulon, das 104,582 Einwohner zählt.

Gedankensplitter.

Ein Kluger muß den Sinn auf das Vergangene lenken,
Das Gegenwärtige tun, das Künftige bedenken.

Die Alten ehr',
Die Jungen lehr',
Dein Haus ernähr',
Des Zorns dich wehr'!

Für jede Seelenwunde, wie tief sie brennt, hat Zeit, die große Trösterin, den wahren Balsam.

Für unsere Frauen

Gesundheitspflege

Kalte Hände. Eine viel gehörte Klage ist dies allerwärts: Ach, was habe ich für kalte Hände! Ach, wie friert mich an den Händen! Als Grund dient meist dafür eine Anomalie der Blutverteilung im Körper. Vorübergehende Hülfe bietet das Massieren, das gegenseitige Reiben und Beklopfen der Hände, Handturnübungen. Energische Hülfe bietet aber auch das „Dämpfen der Hände", d. i. das Halten derselben über einen Topf mit ganz heißem Wasser, wonach dann die Hände in etwas zum Gegensatze ganz kaltes Wasser getaucht werden müssen, nur muß überhaupt bei dieser Behandlung im Auge behalten werden, ob nicht andere Ursachen von dem Kaltsein der Hände vorliegen, als z. B. Erfrieren derselben in früheren Zeiten.

Gegen Mitesser. Die Mitesser bestehen aus einer fettigen Masse, welche die Poren verstopft und, da das vom Staub gebildete schwarze Köpfchen ihnen ein wurmartiges Aussehen gibt, oft wirklich für Würmer gehalten werden. — Man erreicht sie durch Auflegen eines einfachen Teiges aus Honig und Weizenmehl, wenn sie schon alt sind, und entfernt sie durch gelindes, vorsichtiges Ausdrücken. Sollten die von ihnen heimgesuchten Stellen nach dem Ausdrücken rot und entzündet sich zeigen, so kühle man mit in Bleiwasser eingetauchten Läppchen. Dann, nach einigen Tagen beginnend, fleißiges Waschen mit warmem Wasser und Abreiben der Stellen vermittelst eines, milde gute Seife enthaltenden wollenen Lappens des Abends, und schließlich des Morgens fleißiges Waschen mit kaltem Wasser und Abreiben mit einem groben Leinentuch; kurz und gut: sorgsame Hautpflege, das vortrefflichste aller Schönheitsmittel.

Die Milch als Nahrung für Zuckerkranke. Nach ärztlichen Erfahrungen wird von Zuckerkranken die Milch am besten vertragen, wenn gleichzeitig nur wenig Fleisch genossen wird. Es scheint, daß Milchzucker und Fleisch schlecht zu einander passen. Daher empfiehlt es sich auch, Zuckerkranken an Milchzucker möglichst arme Milch zu verabfolgen. Geringen Milchzuckergehalt hat zum Beispiel die saure Milch, bei der ein Teil des Zuckers durch die Gärung zersetzt ist. — Noch weniger Milchzucker enthalten Kefir und Yoghurt. Gänzlich und für immer braucht man natürlich das Fleisch aus der Nahrung nicht auszuschalten; in geringen Mengen ist es in der Regel zu gestatten.

Hauswirtschaftliches.

Reinigen der Schwämme. Ein sehr gerühmtes Verfahren ist folgendes: Man wäscht die Schwämme zuerst mit Seifenwasser gut aus, spült sie dann mit Wasser, bis sie vollkommen frei von Seife sind. Darauf legt man sie drei Minuten in eine schwache Lösung von übermangansaurem Kali und wäscht sie wieder gut mit Wasser aus. Sie sind nunmehr vollkommen rein. — Will man ihnen aber eine schöne, hellgelbe Farbe geben, so legt man sie noch in eine starke Auflösung von Sauerkleesalz — Oxalsäure.

Ein gutes Fleckwasser. Man nehme 4 Eßlöffel Salmiakgeist, 4 Eßlöffel starken Weingeist und 1 Eßlöffel Salz, schütte das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wende es mit einem Schwamme oder wollenen Lappen an. Mit dieser Flüssigkeit kann man alle Flecken (Fett oder Oel) auswaschen. Flecken von Harz oder Teer auf Tuch müssen erst mit Butter erweicht werden.

Das Zerspringen der Gläser beim Einfüllen heißer Getränke kann absolut vermieden werden, wenn man zuvor in jedes Glas einen Teelöffel legt und das Getränk langsam hineingießt. Ebensowenig wird man zersprungene Lampenzylinder zu beklagen haben, wenn man den Docht stets gut abputzt und beschneidet, damit die Flamme keine Zacke bilden kann, und den Docht beim Anzünden der Lampe nur wenig emporschraubt. Erst nach erfolgtem Erwärmen des Zylinders wird die Flamme langsam höher geschraubt.

Reinigung von Goldrahmen. Man schneide eine Zwiebel in größere Stücke, tauche ein Stück in verdünnten Salmiakgeist — 1 zu 10 — und fahre damit, ohne zu starken Druck, schnell über den Rahmen weg. Wird der Salmiakgeist unverdünnt genommen, so wird die Vergoldung fortgenommen. Das gleiche geschieht trotz Benutzung von verdünntem Salmiakgeist, wenn mit dem Zwiebelstück kräftig abgerieben wird.

Eine mangelhafte Bespritzung der Zimmerpflanzen im Winter ist eine der häufigsten Unterlassungssünden des Blumenzüchters. Ein sehr gutes Verfahren für die Wasser-Behandlung der Zimmerpflanzen ist folgendes: Alle acht Tage kommen die Pflanzen einzeln in ein großes Wasserfaß und werden mit lauem — 20 bis 25 Grad Reaumur — Wasser, in dem pro Liter 10 Gramm guter Kernseife gelöst sind, mit einer Handspritze stark bebraust, so daß alle Teile der Pflanze gut getroffen werden. Nach einer Stunde werden sie mit gleichwarmem, reinem Wasser stark nachgebraust. Cinerarien, Calceolarien, Palmen, Begonien, Evonymus, Veronica, Hortensie und wie sie sonst noch heißen mögen, nehmen diese Behandlung mit Wohlbehagen auf und vergelten sie mit gesundem, kräftigem Wuchs. Niemals wird man, wenn man den Pflanzen dieses Brausebad zukommenläßt, Ungeziefer-befall feststellen können, obwohl die erstgenannten bei Zimmerpflege im Winter selten läuserein zu finden sind. Selbst die Araucarie fühlt sich wohl, nur muß sie zum Abtrocknen im Sonnenschein stehen. Ficus scheint bedeutend lebhafter zu wachsen. Fuchsien, deren Neutriebe bereits 5 Zentimeter lang sind, lohnen durch sattes Grün; kurz: „man befindet sich sehr wohl." —

Wie gewöhnt man die Tauben an den Schlag? Hat man Tauben zur Zucht angekauft und will sie in den betreffenden Schlag eingewöhnen, so füttere man sie während der ersten 14 Tage Einsperrung regelmäßig morgens und mittags. Vor dem Auslaßtage setze man das Füttern mittags aus, lasse sie dann den folgenden Morgen heraus; sie werden dann nicht weit fliegen und sich mittags zur Fütterung einstellen, dann füttere man sie kräftig.

Küchenrezepte

Rezept für billigen Fleischextrakt.

Wer ab und zu Knochenbrühe kocht statt der Fleischbrühe, denn diese ist viel teurer als jene, kann die Knochen, besonders in der kalten Jahreszeit, noch besser ausnützen. — Man legt die ausgekochten Knochen in eine flache Schüssel oder ein Blech und läßt sie in der Brat- oder Ofenröhre sich stark bräunen (ja nicht etwa schwarz werden), bis sie ganz zerbröckeln. — Wenn nun der Bratofen ganz heiß ist, gießt man heißes Wasser darauf, aber nicht viel. Wenn es einige Male an den Knochen eingekocht ist, werden diese immer brauner, die Sauce jedesmal kräftiger. Merkt man, daß die Knochen gar nichts mehr abgeben, dann schüttet man die Brühe durch ein Haarsieb oder ein Tuch, hebt sie, gut verkocht, in einem Fläschchen auf, und ein Gläschen davon dient jeder Sauce statt Fleischbrühe und ist recht kräftig.

Kinderpflege und Erziehung

Erwachsene dürfen den Kindern nichts versprechen, wenn sie nicht wissen, daß sie es halten können. Ein Kind hat für gegebene Versprechungen ein sehr scharfes Gedächtnis, es legt den geringfügigsten Dingen großen Wert bei, denn seine Welt besteht ja aus Kleinigkeiten. Ein nicht gehaltenes Versprechen muß also notwendigerweise ihr Vertrauen untergraben und, was schlimmer ist, es regt sie zur Unwahrhaftigkeit an.